

Zeitschrift: Jahresbericht des Bündnerischen Lehrervereins
Herausgeber: Bündnerischer Lehrerverein
Band: 18 (1900)

Artikel: Das Seminar in Reichenau
Autor: Schmid, C.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-145681>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

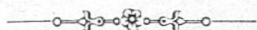
Download PDF: 22.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Seminar in Reichenau.

Von

C. Schmid, Chur.



an hat das vorige Jahrhundert, speziell die zweite Hälfte, wohl auch etwa das „pädagogische Jahrhundert“ genannt und dies nicht ganz mit Unrecht.

Schon gegen das Ende des 17. Jahrhunderts hatten die Pietisten in wirksamer Weise eine Reform auf dem Gebiete des Schul- und Erziehungswesens angebahnt und der aus dem Humanismus neuerdings herausgewachsenen Buchstabenorthodoxie den Krieg erklärt. Durch die Gründung des Halleschen Waisenhauses markierte August Hermann Franke die religiös-demokratischen Grundsätze seiner Richtung. Vorerst wurde die Schweiz von dieser neuen Strömung in Deutschland nicht direkt berührt. Erst als ihre berühmten Mitbürger Albrecht v. Haller, Bodmer, Breitinger, J. J. Rousseau, Heinrich Pestalozzi, Lavater, Martin Planta u. a. ihre Kräfte auch in den Dienst der Erziehung stellten, begann in unserm engeren und weiteren Vaterlande auf pädagogischem Gebiete neues Leben sich zu regen.

Vor allem aus verfehlte Rousseaus Emil nicht, auf die weitesten Kreise den nachhaltigsten Eindruck zu machen. „Rückkehr zur Natur aus der Verkünstelung der Jetztzeit war in alle Fälle das Losungswort, allgemeine Glückseligkeit das Endziel.“ Recht ansehnlich ist die pädagogische Litteratur, die gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts auf Schweizerboden produziert wurde. Mannigfach war auch die Bewegung, die durch diese in entferntere und weltabgelegenere Gegenden hinausgetragen wurde. Selbst in den Thälern Alt Fry Rätias

begann ein ähnlicher Eifer im Dienste der Jugendbildung, der, für einige Zeit wenigstens, auch des Erfolges nicht entbehrte.

Der Bannerträger ist zu der Zeit in Bünden unbestritten der im März 1727 zu Süs im Unterengadin geborene Martin Planta, der Gründer des Philanthropins zu Marschlins. Planta, von 1754 an Pfarrer in Zizers, rief die Anstalt am 1. Mai 1761 als „Seminar in Zizers“ mit 4 Zöglingen ins Leben, siedelte Mitte Juli 1761 ins Schloss Haldenstein und 1771 nach Marschlins über, woselbst er dann 1772 starb. Damit verlor die Anstalt ihre kräftigste Stütze. Wohl berief der Minister Karl Ulysses v. Salis den berüchtigten Dr. Karl Friedrich Bahrdt als Direktor; aber die Auflösung des Philanthropins war unausweichlich; denn die Prahlsucht und Liederlichkeit des Leiters waren nicht geeignet, der Eltern Zufrauen zu erwecken.

Hier sei noch bemerkt, dass M. Planta mit der Gründung seines Philanthropins Rousseau mehr als 10 Jahre vorausging, so dass dieses keineswegs bloss eine Nachahmung war, sondern voll und ganz der eigenen Initiative und pädagogischen Einsicht Plantas sein Inslebetreten verdankte, was endlich einmal in der Geschichte der Pädagogik allgemein festgehalten werden dürfte.

Dass für eine höhere Lehranstalt, wie sie Planta geschaffen, in Graubünden ein Bedürfnis vorhanden war, bewies der ungewöhnlich starke Besuch derselben, solange Planta lebte und wirken konnte. Gross war daher das Bedauern, als sie einging, und nicht so gar lange sollte es dauern, bis von anderer bündnerischen Seite ein neuer Versuch insceniert wurde. Und diesem sollen nun die folgenden Ausführungen gewidmet sein.

Im Jahre 1786 rief J. B. von Tscharner in seinem Hause zu Jenins eine Privatanstalt ins Leben, die sich in der Hauptsache ähnliche Ziele steckte wie das Philanthropin zu Marschlins.

Zunächst einiges über den Gründer der Anstalt!

Joh. Baptista v. Tcharner wurde am 20. Januar 1751 alten Stiles in Chur geboren und erhielt seinen ersten wissenschaftlichen Unterricht in der damals blühenden Anstalt zu Haldenstein und genoss das Glück, den von all' seinen Zöglingen zeit lebens im besten Ansehen stehenden J. Peter Nesemann zu seinen Lehrern zählen zu dürfen. Auf der Universität Göttingen

*) Hunziker, Geschichte der schweiz. Volksschule I, pag. 132.

und auf Reisen durch verschiedene Länder Europas vollendete Tscharner seine theoretische Ausbildung.

In die Heimat zurückgekehrt, wurde er, im näheren Kreise der städtischen Verhältnisse, durch das Zutrauen seiner Mitbürger zu verschiedenen Zunft- und Stadtämtern erwählt, deren höchstes, das des Bürgermeisters, er im Herbst 1793 antrat und im Jahre 1798 niederlegte.

Unverwandt war der ausserordentlich fortschrittlich gesinnte Mann im Dienste des Armen-, Schul-, Bevogtigungswesens und in der Forstwirtschaft thätig und kämpfte für Beseitigung alt-eingelebter Übelstände, teils mit Erfolg, teils ohne solchen, da kleinlicher Neid, politischer Hass, Misstrauen und auch Ungunst der Zeit sich ihm hemmend entgegenstellten.

Zu den Werken, die seine eminent philanthropische Gesinnung darthun, gehört nun vor allem die Gründung der Lehranstalt in Jenins, die er von vornherein unter die Leitung des damaligen dortigen Pfarrers Valentin (späteren Dekans in Maienfeld) stellte.

Da die räumlichen Verhältnisse des Tscharnerschen Hauses eine weitere Ausdehnung der Anstalt verunmöglichten, so entfaltete diese einstweilen eine bescheidene, wenn auch an sich blühende Wirksamkeit.

Im Jahre 1793, durch das Miteigentum an der angekauften Freiherrschaft Reichenau in den Besitz bequemerer Örtlichkeiten gelangt, liess Tscharner im dortigen Schlosse eine ausgedehntere Anstalt unter seiner Kuratel und speziellen Aufsicht seines greisen ehemaligen Lehrers Nesemann ins Leben treten, welche bald von einer namhaften Anzahl jüngerer und älterer Zöglinge, teils aus verschiedenen Landesgegenden, teils aus mehreren Schweizerkantonen (z. B. von Basel und aus der Waadt), ja auch aus Schwaben, Mailand etc. besucht wurde.

Joh. Peter Nesemann, geboren 1720 in Bahrendorf bei Magdeburg, widmete sich nach Absolvierung der theologischen Studien dem Lehrfache und zwar zunächst in der Frankeschen Stiftung zu Halle. Dann kam er als Erzieher und Lehrer in das Haus des Generals Salomon v. Sprecher und lebte als solcher teils in Davos, teils in Como. Später begleitete er seinen Zögling auf die Hochschulen von Basel, Genf und Halle, woselbst dieser die Rechte studieren sollte, und durchreiste mit ihm auch Italien, Frankreich und die Niederlande. 1759 kehrte Nesemann

nach Graubünden zurück und gründete, wie oben bemerkt, mit Martin Planta, zu dem er in engem Freundschaftsverhältnisse stand, das Seminar in Haldenstein. Nach dem Eingehen des Philanthropins zu Marschlins erteilte Nesemann Unterricht an der Lateinschule zu Chur und widmete sich überdies zahlreichen Privatschülern aus der Nähe und Ferne. *)

Dieser Mann an der Spitze der neuen Anstalt war nun eine treffliche Empfehlung und zog zunächst mehrere Zöglinge aus den angesehensten Familien Bündens und der übrigen Schweiz an.

„Vom Oktober 1793 bis Juni 1794 figurierte als Lehrer der Anstalt, unter dem Namen eines Herrn Chabos, Ludwig Philipp, der nachmalige König der Franzosen, mit dem Tscharner noch manche Jahre im Briefwechsel blieb. Veranlassung zu diesem Aufenthalte gab die Bekanntschaft des Verwalters der Anstalt, des Altlandvogts Alojs Jost von Zizers, gewesenen Offiziers in der französischen Garde, mit dem Herzog von Sillery, einem Verwandten der Familie Orleans, welche durch ihn für den jungen Herzog von Chartres (so hiess Ludwig Philipp bis zum Tode seines Vaters) um sicheren Aufenthalt in dieser entlegenen Gegend nachsuchen liess. Der alte Herzog (Philipp Egalité) fiel während dieses Aufenthaltes seines Sohnes in Reichenau unter der Guillotine, und dem Direktor der Anstalt wurde die schwierige Aufgabe, diese erschütternde Nachricht dem zartfühlenden Jüngling mitzuteilen, der durch die Anmut seines Umganges und die Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse sich die Zuneigung und Achtung aller, die ihn kannten, erworben hatte.“

Joh. Baptista v. Tscharner legte in einem vom 2. April 1793 datierten Prospekte, auf den ich später noch näher einzugehen gedenke, die Grundsätze dar, nach denen man die im Mai 1793 zu eröffnende Anstalt zu führen beabsichtige.

Zunächst folgte nun eine Zeit ordentlichen Gedeihens für das Seminar. Treffliche Lehrer hoben die Leistungsfähigkeit derselben zusehends. Von Zeit zu Zeit gaben Tscharner und Nesemann durch Artikel in Zeitschriften, Flugblättern und Rechenschaftsberichten Kunde von der Wirksamkeit ihrer Schule. So spricht sich Tscharner in einem Schreiben an Doktor Heer in Glarus vom 1. Februar 1795 in prächtigen Worten über Schulreisen, den auf unmittelbarer Anschauung beruhenden Unterricht,

*) Hunziker, Geschichte der schweiz. Volksschule I, pag. 225.

über Nachhilfe für die schwächeren Schüler und andere Fragen des Unterrichts und der Erziehung aus.

Ich kann mir nicht versagen, nachstehend einiges daraus mitzuteilen:

„Es ist Erfahrung, dass der Verstand der Kinder eben so leicht beschäftigt und angebaut werden kann als das Gedächtnis. Sie denken und urteilen, wie kindisch das auch geschehen mag, ehe sie noch unterrichtet und zur Anstrengung des Gedächtnisses angehalten werden. — Ihre Kinderspiele, was sind sie anders, als Vergleichen ihrer sinnlichen Vorstellungen, Wahrnehmungen der Übereinstimmung und der Verschiedenheit in denselben? Also Bethätigung des immer thätigen Verstandes!

Diesem Winke der Natur oder vielmehr dieser natürlichen Einrichtung des menschlichen Geistes muss der Lehrer folgen; er muss in frühen Jahren anfangen, die Verstandeskraft so sehr und noch mehr als das Gedächtnis seines Zöglings zu benutzen — er muss ihm vorher alles, was er hernach dem Gedächtnis einprägen soll, *anschaulich darstellen*, ihm die Begriffe entwickeln und erst dann ihn anhalten, die nun erkannten und verstandenen Sachen mit ihren Zeichen, das ist mit ihren Wörtern, Sätzen und Perioden, dem Gedächtnis und der Einbildungskraft zu treuer Aufbewahrung zu übertragen. Da Sacherkenntnis nichts anderes als Vergnügen gewähren kann, der Geist des Zöglings aber immer wirksam und Anschauung und Erkenntnis ihm Bedürfnis ist, so wird er durch eigene Lust und inneres Wohlgefallen in eben dem Grade zur willigsten Aufmerksamkeit gezwungen, in welchem der Lehrer die Gabe besitzt, seinem Vortrage Deutlichkeit, Leben und Interesse zu verschaffen. — Ohne diese unwillkürliche Aufmerksamkeit ist aller Lehr-Unterricht so viel als verloren, und wo und so oft solche beim Vortrag des Lehrers fehlet, da gilt der sichere Schluss, dass dieser seine Kunst nicht versteht und kein Pädagoge ist — Selbst die den Kindern trockenen Elemente der Sprache müssen ihm zuerst sinnlich gemacht und unter Begriffe und Regeln gebracht werden, wofern die Lernenden nicht Jahre damit verderben und am Ende doch nichts als eine mangelhafte und mechanische Kenntniss davontragen sollen. — Sachen, die man nicht kennt, noch versteht, memorisieren, ist Umkehrung der menschlichen Erkenntniskräfte; daher der Widerwille und die

Unlust gegen Lehrer und Unterricht, wo dieses noch Übung ist — daher die Unwissenheit der Zöglinge, die jahrelang Schulen besucht und ihre Zeit und ihr Geld verschwendet haben — erzwungener Fleiss richtet wenig aus, er muss selbst willig sein; es muss den Zöglingen Freude werden, den Lehrstunden wie Lustspielen entgegenzueilen. Ist die Lust am Unterricht da, ist die Aufmerksamkeit da, weil sie die Sachen sehen, die sie noch nicht gesehen, Begriffe, Urteile verstehen, die sie noch nicht verstanden hatten, so ist hernach das Wiederholen und Auswendiglernen leicht. Dann lernen sie in einer Viertelstunde, was andere nicht in einer ganzen lernen; sie fassen die Zeichen und Wörter angeschauter und verstandener Sachen geschwinder; sie fassen sie unvergesslicher, und dem Gedächtnis wird durch Hilfe der Einbildungskraft Ordnung und je länger, je mehr Stärke und Festigkeit erworben. — —

Indessen sind die Fähigkeiten der Schüler verschieden; dem einen muss die Sache, die er verstehen soll, aus diesem, dem andern aus einem andern und oft aus vielen Gesichtspunkten gezeigt werden, welches in den öffentlichen Lehrstunden nicht ohne Schaden der Fähigeren und ohne Beschämung der Langsameren genug geschehen kann und darf. — Es ist demnach Pflicht und bei uns wirklich Gewohnheit, den Schwächeren in Privatstunden nachzuhelfen und einem jeden den vorher nicht genug gefassten Unterricht, seiner individuellen Fassungskraft gemäss, bis zur deutlichsten Einsicht zu wiederholen. — Die aus einer solchen Vereinigung des öffentlichen und Privatunterrichts hervorgehenden Vorteile sind wesentlich.

Keiner bleibt in den Fortschritten mit dem andern in den gleichen Lektionen zurück; keiner fühlt sich zu unvermögend, was andere vermögen, auch zu leisten; alle werden auf die leichteste, beste und ihren Kräften angemessenste Art, mithin ohne Überdross, in der Kraft, nachzudenken und Begriffe zu verbinden, geübt; alle freuen sich auf die folgende Lehrstunde und nächste Prüfung, weil jeder mit Ehren zu bestehen hofft, keiner fürchten darf, beschämt und erniedrigt zu werden. Das rechtmässige Ehrgefühl wird erweckt und in steter Regung erhalten. Das des glücklichen Erfolges seines Fleisses gewährte Vergnügen gibt Mut und Vertrauen auf eigene Kräfte und stärkere Arbeiten und erzeugt die Lust an den Studien. Die Frage, ob die öffentliche oder die Privaterziehung besser sei, hört

auf. Nicht nur durch die Verbindung dieses doppelten Unterrichtes, sondern auch durch die tägliche und nächtliche besondere Aufsicht, durch die gewissenhafteste sowohl moralische als physische Behandlung eines jeden Individuums in gesunden und kranken Tagen, werden die Vorzüge, die eine jede besonders hat, vereinigt. — Die Nacheiferung, jener Sporn zur freiwilligen Anstrengung seiner Kräfte — Die Übung in der Verträglichkeit und Schonung der Gebrechen unsresgleichen, in der Achtung seiner Mitmenschen, in der Anerkennung gleicher Menschenrechte, in der Schätzung persönlicher wahrer und falscher Vorzüge.

Die Bildung zum Umgang mit allerlei Menschen und die Kunst, sich in die verschiedenen Temperamente anderer, mit billiger und kluger Nachgiebigkeit zu fügen, eine vernünftige und gegenseitige Toleranz mit Christen von anderen Konfessionen, seine grossen Vorzüge der öffentlichen und dann der besonderen Erziehung, ein solcher Unterricht, der den Fähigkeiten und dem eigentümlichen Fassungsvermögen, eine solche Bildung und Behandlung, die dem Gemüte und Temperamente des Zöglings angemessen, die stete Aufsicht und Vertraulichkeit des Umgangs zwischen ihm und dem Lehrer, dem er alles mit offener Seele sagen, alles, was ihn drückt, klagen und von ihm als Berater alles erbitten darf, werden beide in gleicher Zeit und auf einmal glücklich erreicht.

Da aber die beste Theorie ihre Vollendung und Festigkeit erst von dem praktischen Unterricht erhält, so werden beide so viel immer möglich vereinigt; die Schüler der Geometrie werden von einem erfahrenen Praktiker, die, welche der Kaufmannschaft gewidmet, in dem im Institut befindlichen Comptoir nach Massgabe ihrer gemachten Fortschritte, die ersteren zu gewissen Zeiten, die anderen in bestimmten Stunden des Tages oder der Woche beschäftigt und angeleitet u. s. w.

Was vor eine Polizei und Disciplin bei uns eingeführt sei, ist Ihnen vielleicht nicht unangenehm zu vernehmen. — Wir haben wenige Gesetze, weil die Menge derselben, wie allgemein bekannt, Unlust und die Unmöglichkeit, sie zu halten, mit sich führt; wir arbeiten desto mehr, unseren jungen Freunden die Pflichten als unerlässliche Gesetze der Vernunft und des göttlichen Willens zu entwickeln, Achtung und Liebe dagegen in ihnen zu erzeugen, die sichersten Mittel zur möglichen und

leichten Erfüllung derselben zu empfehlen und sie in der Anwendung derselben zu üben — kurz, wir dringen auf Sitten. — Nicht nur die Vorlesungen in der Moral und Religion, sondern auch der gesellschaftliche Umgang in allen Ständen, in Privat- und öffentlichen Versammlungen, machen diesen Gegenstand zu einem ihrer wichtigsten Zwecke.“

Von grosser Bedeutung für das Seminar war das Jahr 1796, da Heinrich Zschokke auf seiner Reise nach Italien Chur passieren wollte und sich dann von Tscharner als Lehrer und Leiter gewinnen liess. Heinrich Zschokke war am 21. März 1771 in Magdeburg geboren und verlebte, unverstanden von den ihm am nächsten Stehenden, eine freudlose Jugend. Als ihm sein Vormund, ein biederer Glockengiesser — Vater und Mutter waren längst gestorben — erlaubte, die Hochschule von Frankfurt zu besuchen, wandte er sich mit wahrem Feuereifer dem Studium der Theologie zu und trat nach kaum bestandenem Triennium als Privatdozent an der Hochschule auf. Er las über Geschichte, Naturgeschichte, Exegese des Neuen Testaments, Ästhetik und Moralphilosophie. Da der mit einer ungewöhnlichen Beredsamkeit ausgestattete junge Lehrer sich über manche Übelstände in der damaligen Zeit recht freimütig aussprach, wies der in Preussen allmächtige Minister Wöllner sein nach zweijähriger Thätigkeit eingereichtes Gesuch um definitive Anstellung schroff zurück. Zschokke galt den reaktionären Spitzen der preussischen Staatsverwaltung als Revolutionär.

So entschloss sich der junge, unerschrockene Mann zur Auswanderung und betrat am 3. September 1795 zum erstenmale bei Schaffhausen den Schweizerboden. Nachdem er den Winter 1795/96 in Paris zugebracht, führte ihn der Lenz des Jahres 1796 abermals in die Schweiz, nach Bern und Schwiz. Sobald er am erstgenannten Orte ein heftiges Wechselfieber überstanden hatte, kam er über Luzern und durch Unterwalden nach Schwiz in das Haus des Landammanns Alois Reding und von dort im Herbst über die Oberalp nach Graubünden. Ganz begeistert spricht Zschokke in der „Selbstschau“ von dem bündnerischen Oberlande, das in der Grossartigkeit seiner Natur und der Eigenart seiner Bewohner einen tiefen Eindruck machte auf das so leicht erregbare Gemüt des jungen Poeten. In Chur war Zschokke genötigt, einige Tage auf den noch nicht von Bern her eingetroffenen Koffer zu warten.

Diesem Umstande ist es zu danken, dass Zschokke Graubünden und damit der Schweiz erhalten blieb. Hören wir seine eigenen Worte in der „Selbstschau“*) hierüber. Er schreibt:

„Aus langer Weile machte ich vom gewöhnlichen Vorrecht der Reisenden Gebrauch und besuchte, auf Geratewohl, ein paar Männer in Chur, die mir dem Namen nach bekannt waren: den Dichter Salis-Seewis und den Direktor Nesemann Der ehrwürdige Nesemann bewies mir besondere, fast auffallende Teilnahme, anfangs vielleicht aus landsmännischer Zuneigung, dann vielleicht wegen meiner freimütigen Äusserungen über Schulwesen und Volkserziehung, die mit seinen Ansichten und Erfahrungen im Einklang standen. In Überschätzung meines Wertes, verlangte er sogar Rat, wie dem Reichenauer Seminar, dieser damals einzigen höheren Unterrichtsanstalt Graubündens und der angrenzenden Kantone, aufzuhelfen sei? Um mir aber möglichste Klarheit über die bestehenden Verhältnisse zu geben, führte er mich beim Standespräsidenten von Tscharner ein, der auf seinem Landgut zu Jenins von Staatsgeschäften ruhte. In Erwartung meines Reisegepäcks liess ich mir die Lustfahrt behagen.

Beide Männer legten mir mit der vertraulichsten Offenheit den ökonomischen Zustand und den Grund vom Verfall einer Anstalt vor, welche sowohl durch Tüchtigkeit ihrer Lehrer, als weil sie weit umher die einzige ihrer Art war, blühender zu sein verdient hätte. Ihr Verderben war aus dem Verderben der inneren Staatsverhältnisse entsprungen, welche, wie seit Jahrhunderten, auch jetzt noch durch Parteien zerrüttet wurde. An der Spitze der einen Partei, der jetzt herrschenden, standen die Häuser Tscharner, Planta und Bavier, an der Spitze der andern die in den rätischen Thälern weit verbreiteten nicht-begüterten Familien von Salis, deren bisheriges Haupt, der bekannte Minister Salis-Marschlins, aus dem Lande verbannt, lebt. Jene, mit demokratisch-freisinnigen Grundsätzen, neigten sich mehr dem Interesse Frankreichs, diese hinwieder, mit aristokratischen Bestrebungen, dem Interesse Österreichs zu. Und ihre Rache gegen jene lag auch schwer auf dem Seminar der Herrschaft zu Reichenau. Die Lehranstalt konnte nicht wieder

*) Pag. 85 u. f.

gedeihen, solange sie Tscharners Eigentum war und nicht ganz unabhängig von jeder Fraktion dastand. Ihr diese Stellung zu geben, glaubte man eben mich ganz besonders geeignet. Tscharner erbot sich, mir das Institut eigentümlich abzutreten, und bat mich, meine Reise nach Italien fahren zu lassen.

Ein Antrag der Art, den man einem Fremdling, einem jungen Manne machte, welchen man kaum seit acht Tagen kannte, war allerdings überraschend genug, mir etwas anlockend zwar, aber auch etwas verdächtig. Freilich, die Herrschaft Reichenau, an deren Spitze der Standespräsident Tscharner stand, wagte dabei nicht viel. Das dortige Seminar war ohnehin seiner Auflösung gewiss, konnte aber durch sein Wiederaufblühen die Einkünfte der Herrschaft und des Güterertrages erhöhen. Ich aber musste von meinem Vermögen einen guten Teil auf das ungewisseste Spiel setzen. Behutsamkeit war hier rätlich. Bevor ich mich entschied, wollte ich das Gesamtverhältnis der Umstände schärfer und näher durchschauen.

Den Männern, die mir mit so vieler Güte und Offenheit entgegengekommen waren, antwortete ich mit gleicher Offenheit. Ich erbot mich, den Winter in Graubünden zuzubringen, unterdessen in Reichenau einige Unterrichtsstunden zu geben und mich über die Lage der Dinge aufzuklären. Man fand dies billig. Ich verliess Chur und begab mich nach Reichenau. Von hier aus unterliess ich nicht, auch den Angesehensten der Salisschen Partei, Tscharners Feinden, einen Besuch abzustatten und mir ihren Rat zu erbitten. Sie empfingen mich zuvorkommender, als ich erwarten durfte, verhiessen meinem Unternehmen thätigen Beistand, sobald das Seminar nicht mehr Tscharners Eigentum sein würde. Sie ermunterten mich zum Mitmachen, weil es zum Vorteil vieler Familien sei, die jetzt gezwungen wären, ihren Söhnen eigene Hauslehrer zu halten, und liessen sogar durchblicken, dass ich früher oder später die Anstalt wohl in das Schloss Rietberg im Domleschger Thal verlegen könnte, welches man mir samt Gütern zu billigstem Preise käuflich oder zum Lehen geben würde.

Dies war mir genug. Ich unterzeichnete (am 9. Dezember 1796) wirklich den Pachtvertrag über einen Teil der Gebäude und Güter von Reichenau, liess vorsichtig aber auch den Standespräsidenten v. Tscharner in einem geheimen Artikel um ein Drittel des Gewinns und Schadens vom Institut eintreten,

während ich, weil ich gleich andern Professoren Unterricht geben würde, einen Gehalt von 800 Gulden vorausnahm.

Dann ordnete ich rüstig die Einrichtung vom Haushalt und vom Gang des Unterrichts nach meinem Sinn und liess alsbald Ankündigungen der wiedergeborenen Lehr- und Erziehungsanstalt im Druck durch alle Welt fliegen.

Der Erfolg übertraf meine Hoffnungen. Binnen wenigen Monaten wuchs die Zahl der Zöglinge im Pensionat aus allen Gegenden Graubündens und der übrigen Schweiz. Nach Verfluss eines Jahres war sie über siebenzig gestiegen.

Mit wahrer Begeisterung betrat ich fortan die glanzlose Dornenbahn des Schulmanns, die mir von jeher ehrwürdige, auf welcher bessere Zeitalter der Menschheit vorbereitet werden.

Wer zum Berufe der Jugendbildung die Weihe aus den Händen der Natur empfing und diesen Beruf bei Undank und Verachtung, mit Selbstaufopferung und Inbrunst lieben kann: dem wird auch der Schulstaub zum Heiligenschimmer.

Nicht bloss solche Überzeugungen, sondern der blosse Anblick meiner Zöglinge spornte mich zur lebendigsten Thätigkeit für sie. Ich sah in ihnen meine kindliche Verwaistheit wieder, Geschöpfe, so gut als elternlos, in die Fremde hinausgethan, wo sie kein Vater- und Mutterherz mehr fanden, sondern blosse Aufseher, Lehrmeister, Abwärter. Auch die vorzüglichsten Pensions-, Erziehungs- und Waisenanstalten bleiben immer nur sogenannte notwendige Übel, mangelhafte Ersatzmittel des Vaterhauses, unnatürliche Zustände für Kinder, welche den Traulichkeiten und Theilnahmen an Lust und Leid und allen Reizen des Familienlebens entzogen stehen. Eben deswegen ging ich mit wehmütiger Liebe an diese Pflegesöhne. Ich bemitleidete in ihnen meine eigene Kindheit, ward willig ihr Vertrauter, ihr Spielgenoss, Erfinder ihrer Belustigungen und Leibesübungen, ihr Begleiter auf allen Wegen, ihr Schutzgeist, der sie warnte, tröstete, ermunterte. Alljährlich machte ich ziemlich weite Ausflüge mit den Erwachsenen durch die Bündnerthäler, in die Ebenen der Lombardei und die schweizerischen Landschaften.

Doch mit heimlicher Beschämung nahm ich abermals meine Unwissenheit im Wissenswürdigsten wahr, nämlich in dem, wonach alle fragten und ich selbst, als Kind, zuerst und gleich ihnen vergebens gefragt hatte. Ich wusste weder die Steine

am Boden, noch die schönsten Gestirne des Nachthimmels, noch die gemeinsten Pflanzen des Feldes und Waldes zu nennen. Ich befand mich also mit der Masse unserer pädagogischen Mitbürger und Schulmeister ungefähr im gleichen Falle. Trotz deren orientalischer, griechischer und lateinischer Gelahrtheit wissen sie doch kaum Namen alltäglicher Dinge, von denen sie umringt sind. Sie kennen alles, nur die Wirklichkeit nicht, die vor ihnen liegt. Man *kennt* aber nur, was man auch *nennen* kann. So musst' ich wiederum Schüler werden mit meinen Schülern, und überall war für uns Schule. Nebenbei auch macht' ich die Erfahrung, dass ein Erzieher im Umgang mit Kindern mehr von ihnen lernt als sie von ihm.

Ich verstand kindliches Leben und Streben, Fühlen und Urteilen aus Erinnerungen an die eigene Knabenzeit. Menschenkenntnis gewinnt man nicht vom Sehen der Menschen, sondern vom Sehen seines Selbstes. Mich hatte niemand erzogen; aber das Schicksal hatte Hand angelegt.

Der sechsundzwanzigjährige Jüngling, an der Spitze einer ansehnlichen Erziehungs- und Lehranstalt, war noch jetzt nichts anderes als der ausgewachsene Knabe von ehemals, noch immer der sonstige Fremdling auf Erden, dem, im Nebelreich zwischen Vergangenheit und Zukunft, das Ideal des Wahren und Heiligen, der feste Nordstern geblieben, der Fremdling, welcher sich unmöglich vor Götzen beugen konnte, vor denen eine irre Menschenmenge kniet, der, in der Menschen Jagen nach Ruhm, Geld und Gewalt Seelenkrankheit oder Verstandesverrückung sah. Nur in vielartigem, vielseitigem Wirken und Schaffen des Guten und Nützlichen lag mir höchster Genuss, und im liebenden Wirken wohnt ja Gott selbst.

Dass nichts mir Leidenschaft werde, dem hatt' ich aber schon früh angestrebt. Ich wollte, schon als Jüngling, gern einen Gleichmut, eine Seelenruhe behaupten, die dem Greise ohne Mühe, als Mitgift des Alters gehört.“ —

Mit schwungvoller Begeisterung machte sich also Zschokke ans Werk der Erziehung und fühlte sich in seiner neuen Aufgabe über alle Massen glücklich, da, wie oben schon bemerkt, der Erfolg nicht ausblieb.

Aber auch über die Grenzen seiner Schule hinaus suchte er sich zu bethätigen. So stand er mit den damals geistig hervorragendsten Bündnern in freundschaftlichem Verkehr, mit

J. B. v. Tschärner, dem Dichter Gaudenz v. Salis-Seewis, dem Pfarrer Bavier in Chur, dem Professor Bartels, dem Dichter und Maler Grass, Neumann etc.

Für den Unterricht in der Anstalt und zum Unterricht für das ganze Volk schrieb er die „Geschichte des Freistaates der Drei Bünde in Rätien“, die mehrere Auflagen und Übersetzungen ins Italienische und Französische erlebte.

Diesem Werke folgte das neue und nützliche Schulbüchlein zum Gebrauche und Unterrichte der wissbegierigen Jugend im Bündnerlande. Pfarrer Conradi in Andeer übersetzte es ins Romanische. Zschokke verfolgte damit den Zweck, das im argen liegende Schulwesen zu heben. Seine bezüglichen Erwartungen wurden nicht getäuscht. Allerorten fand das Büchlein Eingang und wurde so populär, dass es da und dort ein Landammann bei der obligaten „Bsatzig-Rede“ in ausgiebigster Masse benutzte.

Zschokke, der sich später auch als Mitarbeiter des im Jahre 1817 erscheinenden „Helvetischen Volksfreund“ bethätigte, war bald eine beim ganzen Bündnervolke bekannte und allbeliebte Persönlichkeit. Am Vortage seines 28. Geburtstags ward ihm durch ein Schreiben des „Standespräsidenten und des Landtages der Grauen drei Bünde“ Kenntnis gegeben von der ihm „von den ehrsamten Räten und Gemeinden“ zuerkannten Schenkung des Staatsbürgerrechtes, eine seltene Gabe, die im Laufe des Jahrhunderts vor ihm nur einem zuerkannt worden war. Bald darauf anerkantete ihm auch Chur das Bürgerrecht, unter der Bedingung freilich, dass er seine Anstalt dorthin verlege. Dies „Geschenk unter Bedingungen“ lehnte Zschokke natürlich ab.

Leider dauerte dieses Glück aber nicht lange. Immer fühlbarer wurde die Brandung, die von Frankreich her mit gewaltiger, revolutionärer Kraft ihre Wogen über die Schweizergrenze hereinwarf. Bern fiel. Die französischen Truppen wälzten sich in die stillen Thäler des helvetischen Alpenlandes. Kanton um Kanton stürzten in heilloser Unordnung zusammen. Vergeblich war der da und dort aufflackernde Heldensinn. Zschokke schildert die damalige politische Lage in Graubünden also:

„Nun sah ich mit furchtbarer Gewissheit entschieden vor mir, dass auch der Freistaat des rätischen Hochlandes in den

Abgrund des grossen Verderbens werde gerissen werden, obgleich Bünden nicht mit der Eidgenossenschaft, sondern nur mit Wallis, Bern und Zürich durch halbvergessene Verträge verknüpft lebte. Wirklich hatten die Bündner das Schicksal der Schweiz, wie das jedes fremden Landes, ruhig angesehen, ohne weder Hilfe für jene, noch Schutz für sich selber nötig zu finden. Die politischen Fraktionen des Landes, rastlos beschäftigt, sich gegenseitig den Boden zu durchwühlen, sannten nur darauf, aus dem Unglück der Nachbarn Unglück für ihren inneren Gegner hervorzurufen. Schon stand Rätien in der Verfassung einer neuen helvetischen Republik als Bestandteil aufgeführt, und wirklich hatte das Vollziehungsdirektorium dieser kaum geborenen helvetischen Republik (schon im April 1798) Graubünden zur Vereinigung mit sich eingeladen. Aber die aristokratisch gesinnte Partei erwartete Österreichs kräftigen Beistand und hinwieder die freisinnige oder patriotische, wie sie sich nannte, Frankreichs Gunst. Denn der französische Minister Guyot hatte erklärt, Frankreich werde Bündens Selbständigkeit ehren.

Als aber drohend österreichische Kriegsvölker in Tirol und Vorarlberg anzogen, und der Baron v. Kronthal (der österreichische Gesandte) erklärte, sein Hof werde in Bünden keine gewalthätige Staatsveränderung dulden, als anderseits, von der Schweiz her, französische Brigaden heranrückten, und die helvetische Regierung dann ihre Einladung zum andernmal bestimmter wiederholte, Graubünden solle sich der Schweiz anschliessen; als nun auch Florent Guyot diese Einladung dringend empfahl, fast gebot: da erkannte man erst mit Entsetzen die allgemeine, nahe Gefahr. Unruhe erwachte in allen Thälern, Sorge um das eigene Los in allen Häusern. Furcht und Schrecken, wohin man sah. Die Eltern riefen ängstlich ihre Söhne von Reichenau zurück. Die Lehrer baten um Entlassung. Ich war derart gezwungen, das Seminar einstweilen und ebenso die Haushaltung aufzulösen, welche täglich für ungefähr hundert Personen geschäftig gewesen war. Bald stand ich fast allein da.“

Da sich die Häupter der patriotischen Partei häufig in Reichenau zu Beratungen mit dem daselbst residierenden Gesandten Guyot versammelten, nahm Zschokke, der sich nun ganz als bündnerischer Bürger fühlte, häufig daran teil, um so mehr, als man damals die Absicht hegte, erst nach Herstellung des

europäischen Friedens zur Vereinigung Graubündens mit Helvetien zu schreiten. Zschokke verfasste namens der patriotischen Gesinnungsgenossen ein Flugblatt, in dem vor Österreich energisch gewarnt wurde.

Diese Publikation erregte aber einen wahren Sturm bei der aristokratischen Partei, die nun mit Feuereifer die glimmende Unzufriedenheit landauf und landab schürte. Die Erregung wurde so leidenschaftlich, dass der junge Pädagoge seines Lebens nicht mehr sicher war, da ihn beispielsweise bewaffnete Untervazer Bauern verfolgten, als er eines Tages von einem Besuche im Haldensteiner Schlosse nach Reichenau zurückkehrte. Er fand es daher angezeigt, dem Rate seiner Freunde zu folgen und am 9. August auf einem Flosse den Rhein hinunterzufahren nach Ragaz, woselbst er die Führer der Patrioten, darunter Tscharner und Gaudenz v. Salis-Seewis, fand, die alle den heimischen Herd verlassen hatten, um der Wut des aufgestachelten Volkes zu entrinnen.

J. P. Neseemann, den Zschokke den besten Pädagogen nennt, den er je gekannt, war durch die Auflösung des Seminars in Reichenau abermals stellenlos geworden. Als die Österreicher im Jahre 1799 in Graubünden einrückten, traf auch ihn das Los, wie viele andere der patriotischen Partei, nach Innsbruck und Graz deportiert zu werden. Bald nach seiner Rückkehr starb er in Chur am 26. Januar 1802 im Alter von 82 Jahren, während Zschokke am 27. Juni 1848 als hochbetagter Greis in Aarau starb, nachdem er in reichem Masse politisch und schriftstellerisch gewirkt hatte.

* * *

Dies in aller Kürze die Geschichte des Seminars, das in günstigeren Zeiten eine ungleich segensreichere Wirksamkeit hätte entfalten können. Der politische Hader hatte auch diesmal, wie so oft schon in Alt Fry Rätien, das Gute im Keime erstickt.

Dass man mit der Gründung der Anstalt sich wirklich hohe Ziele gesteckt, geht aus den Prospekten und Rechenschaftsberichten, die heute noch äusserst interessante pädagogische Aktenstücke sind, hervor. Wenden wir uns zunächst dem ersten Prospekte, am 2. April 1793 von J. B. v. Tscharner herausgegeben, zu.

Zunächst spricht er sich in begeisterten Worten über die

I. Vorteile der Lage

des Schlosses Reichenau aus.

Das gute Trinkwasser, die reine Luft, die Miteigentümerschaft von Katholiken an der Herrschaft, die durchgehende Haupt- und Kommerzialstrasse, die Gartenanlagen, die Kreuzung wichtiger Strassen ins Bündnerland hin, die Handels- und Speditionsgeschäfte u. s. w. werden als Vorzüge von Reichenau aufgeführt.

Dieser Abschnitt schliesst dann also:

„Die Anstalt ist nicht neu und läuft daher auch nicht die Gefahren, denen gewöhnlich jede neue Unternehmung ausgesetzt ist. Denn einerseits tritt der Herr Professor Neseemann mit Schülern in solche ein, welche bisher seinen Unterricht genossen haben. Andernteils wird die bisher zu Jenins gestandene Privaterziehungsanstalt mit ihren Anlagen zu Bibliothek und Natur-, Kunst- und Münzkabinet, sowie mit ihrer Einrichtung von Meritentafel, Fleiss- und Tugendmarken, Ordensmedaillen, Landkarten, Kupfern etc. nach Reichenau hinübergebracht. Auf diese Weise wird dieses öffentliche Kollegium nur eine Fortsetzung und Erweiterung zweier schon lange bestehenden Privatanstalten sein und schon anfangs eine Anzahl wohlzogener Knaben aus vornehmen und bürgerlichen Häusern aufweisen, welche den neuen Ankömmlingen zu Gesellschaft und Ermunterung dienen werden.

II. Aufsicht und Erziehung.

1. Die oberste Aufsicht wird von den Inhabern der Herrschaft immer einem eigensten Kurator aufgetragen werden. Vorerst ist der endesbenannte Podestat v. Tscharner hiezu bestellt, welcher nicht nur durch seine Erziehung im ehemaligen Seminar zu Haldenstein und auf der Universität Göttingen, sowie durch seine nachherigen Reisen, sondern auch als gewesener Präses der neu verbesserten Stadtschulen zu Chur und als Eigentümer der auf seinem Landgute zu Jenins seit sechs Jahren bestehenden Privaterziehungsanstalt sich notwendig theoretische und praktische Kenntnisse von der Einrichtung und Leitung solcher Anstalten erwerben musste.

2. Die nähere und tägliche Direktion der ganzen Anstalt wird dem Herrn Professor Neseemann, dem berühmten Mitstifter, Miteigentümer und Direktor des beliebten ehemaligen Seminario zu Haldenstein, aufgetragen. Der Eifer nach möglichster Gemeinnützigkeit entreisst ihn seiner Ruhe und dem zu Chur gehaltenen kollegialischen Unterricht, und der obbenannte Kurator dieser Anstalt schätzt sich glücklich, seinen verehrten ehemaligen Lehrer an der Spitze dieses gemeinnützigen Instituts zu sehen.

3. Zu Miträten und Mitlehrern werden ihm ein reformierter und ein katholischer Professor zugegeben.

Zu letzterm wird mit Genehmigung Sr. Hochgeistl. Gnaden, des Herrn Bischofs zu Chur, und unter Aufsicht des Bischöflichen Ordinariats in dem, was die Lehrsätze und Religionsübung der katholischen Zöglinge betrifft, ein durch Wissenschaft und Fähigkeiten ausgezeichnete Mann berufen.

4. Aussert diesen drei Oberlehrern sind noch zwei reformierte und ein katholischer Unterlehrer bestellt, deren letzterer ein messelesender Priester ist.

5. Zur Musik und zum Zeichnen wird man mit Meistern von Chur allenfalls um bestimmte Unterrichtstage akkordieren, bis es erforderlich sein wird, eigene solche Lehrer anzustellen.

6. Obbestimmte Anzahl von Professoren und Lehrern wird hinreichen, um die Zöglinge keine Stunde ohne hinlängliche Aufsicht zu lassen.

7. Der beidseitige besondere Religions-, sowie der allgemeine moralische Unterricht, die Privataufsicht und Ermahnungen, die öfteren Besuche des herrschaftlichen Kurators, der beidseitige besondere, doch fleissige Besuch des Gottesdienstes, die Anwendung der Tugendmarken, Orden etc. und der Gebrauch nützlicher Bücher wird die moralische Bildung der Zöglinge gewiss möglichst befördern.

8. Zur Erreichung der äusseren Bildung und guten Lebensart wird man das Beispiel der Oberen, die Besuche in vornehmen Häusern, gute Leibesübungen, halbjährliche öffentliche Reden, die Aufführung guter Schauspiele, und sobald es Liebhaber dazu genug gibt, auch den Unterricht im Tanzen und Fechten zu benutzen suchen.

9. Mit Recht erwartet man die Angewöhnung zur Reinlichkeit und Ordnung von einer solchen Anstalt. Man wird mit Eifer darob halten.

10. Die Freistunden und Feiertage werden zu Spaziergängen und anderen nützlichen körperlichen und Geistesergötzungen verwendet werden.

III. Unterricht.

1. Jeder Zögling wird täglich 6 Stunden wissenschaftlichen Unterricht und ungefähr 2 Stunden Musik, Zeichnen etc., je nach eines jeden Bestimmung und Fähigkeit, erhalten.

2. Die Vorschriften der Eltern und Vormünder und die Talente der Zöglinge müssen bestimmen, worin ein jeder unterrichtet werden soll.

3. Hier folgt das Verzeichnis aller jener Kenntnisse, worin hier, auf Verlangen, Unterricht erteilt werden soll:

- a) Die reformierte und evangelische Glaubenslehre;
- b) die römisch-katholische Glaubens- und Sittenlehre;
- c) die allgemeine philosophische Moral;
- d) Schönschreiben und richtige Orthographie in allen zu erlernenden Sprachen;
- e) die Rechenkunst — einfache und doppelte Buchführung;
- f) theoretische Handelswissenschaft;
- g) Sprachen: Deutsch, Latein, Französisch, Italienisch, Englisch; auf besonderes Verlangen auch: Griechisch, Hebräisch und unser Rätö-Romanisch;
- h) Geographie und Statistik;
- i) Historia: die allgemeine und die besondere Staatsgeschichte von Bünden, der Schweiz, Italien, Deutschland, Frankreich etc.;
- k) Naturgeschichte und Naturlehre;
- l) reine Mathesis, nebst praktischer Feld- und Körpermessung;
- m) wenn hinlängliche Liebhaber sich finden, auch einige Teile der angewandten Mathematik;
- n) Briefstil und Redekunst;
- o) Haus- und Landwirtschaft;
- p) Logik;
- q) Vokal- und Instrumentalmusik;

r) Zeichnen;

s) nach Umständen: Tanzen, Fechten.

4. Alle halb Jahre, vor den 2 Churer Mai- und Andreas-
märkten, werden öffentliche Prüfungen gehalten, nach welchen
allen an- und abwesenden Eltern und Vormündern ausführliche
tabellarische Zeugnisse über das Betragen und die Fortschritte
ihrer Söhne zugesandt werden sollen.

IV. Ökonomische Einrichtung.

Darüber enthält der Prospekt sehr detaillierte Angaben. So
erfahren wir, dass die Schüler morgens Suppe und Brot, mittags
Suppe, Brot, Rindfleisch, ein bis zwei Beissen nebst zwei Glas
gutem Land- oder welschem Wein, Sonntags noch etwas Ge-
backenes und abends Suppe, Brot, Kalb- oder Schaffleisch mit
einem Beissen und zwei Glas Wein erhalten sollen, womit sich
gewiss recht nett leben liess.

Die katholischen Zöglinge wurden extra bedacht und er-
hielten auch ihre besonderen Schlafzimmer. Die Kleider sollen
schön sein, brauchen aber nicht durch Kostbarkeit sich aus-
zuzeichnen. Die grösseren Schüler führten 8- bis 14tägige Fuss-
reisen aus.

V. Ökonomische Bedingnisse.

Das Pensionsgeld wurde auf einen halben Louisd'or wöchent-
lich festgesetzt, worin die Auslagen für Schneider, Schuster,
sowie der Unterricht in Musik, Zeichnen, Fechten und Tanzen
nicht inbegriffen war.

Für Taschengeld wurde quartaliter jedem Zögling ein bis
zwei französische Thaler bezahlt, über deren Verwendung aber
Rechnung geführt werden musste.

VI. Eigenheiten der Anstalt.

Diese werden in folgende Sätze zusammengefasst:

1. Gemeinschaftliche Erziehung katholischer und protestan-
tischer Christen, wodurch der Geist brüderlicher Liebe und
Duldung von früher Jugend an eingeflösst wird, eine für die
Schweiz und andere Staaten vermischter Religion besonders
zu nehmende Rücksicht.

2. Die Vereinigung des theoretischen Unterrichts mit der
Praxis in allen vorgedachten Wissenschaften, wie besonders in
der Kaufmannschaft und dem Landbau.

3. Versorgung der Jünglinge mit allen zum Gebrauche nötigen Büchern, Kupfern, Instrumenten, Papieren etc. zufolge oben bestimmter Pension. Sie finden bei ihrer Ankunft augenblicklich immer das Beste, was sie für ihren Unterricht brauchen, und den Eltern werden dadurch grosse und übermässige Ausgaben erspart.

4. Es wird von der Mehrheit der Eltern die Verfügung abhängen, ob die Zöglinge im Winter bei schlechtem Wetter die Freistunden zur Erlernung eines nützlichen Handwerks anwenden sollen, wie es in einigen der neuesten Anstalten geübt wird, sowohl um etwas Nützliches zu lernen, als um sich zu einer Zeit Bewegung zu geben, wenn das Wetter die gewohnten Übungen nicht gestattet.

* * *

Im Oktober 1796 erschien aus der Feder Nesemanns der erste „*Rechenschaftsbericht an das Publikum*“, teils um häufigeren Anfragen aus entfernteren Gegenden gerecht zu werden, teils um von den Umänderungen und Verbesserungen Kenntnis zu geben. Er stellt in Aussicht, dass dies künftig alle Halbjahre geschehen werde.

Diesem Rechenschaftsberichte ist zu entnehmen, dass die Anstalt drei Klassen aufweist. Der Studienplan für das Wintersemester 1796/97 verzeichnet als Unterrichtsfächer: Religion, allgemeine Weltgeschichte, Geographie, Mathematik, Naturlehre, Philosophie, Sprachen (Latein, Französisch, Italienisch, Griechisch, Deutsch), Kunst (Kalligraphie, Tanzen, Zeichnen, Musik).

Recht eigenartig und interessant ist der Abschnitt über die „Erziehung“.

Daraus entnehmen wir, dass die Schüler im Winter um 6 Uhr aufzustehen haben. Derjenige Zögling, der zuerst zur gehörigen Zeit erwacht, gibt mit einer Trommel das Signal zum allgemeinen Aufstehen.

Nach dem Frühgebet und vor dem Frühstück werden durch zwei aus der Mitte der Zöglinge gewählte Censoren, mit denen monatlich abgewechselt wird, Musterung gehalten, ob die Schüler reinlich gekleidet seien, die Haare gekämmt, die Nägel geschnitten etc.

Der Unterricht dauerte in der Regel täglich 6 Stunden. Weitere drei Stunden wurden der Vorbereitung für die Lektionen, den schriftlichen Aufgaben u. s. w. gewidmet.

Der Abend versammelte die Zöglinge um das Schachbrett oder zur Konversation über nützliche Dinge, die von einem Lehrer geleitet wurde. Am Sonntag vormittag war Gottesdienst in der Schlosskapelle. Am Donnerstag nachmittag wurde das pädagogische Tribunal der Seminaristen, das als ein besonderes wichtiges Hilfsmittel ihrer Erziehung angesehen wurde, abgehalten. Der erste Rechenschaftsbericht schildert dieses also :

- a) Gesetzgebung. Die Seminaristen selbst zeigen eingeschlichene Fehler, Missbräuche und Unordnungen an, geben sich selbst zur Vernichtung oder Verhütung jener Übel Gesetze und bestimmen Strafen, deren Exekution den Lehrern übertragen ist.
- b) Gericht über die Klagen, welche Schüler gegen Mitschüler führen.
- c) In Ermanglung der Notwendigkeit neuer Gesetze oder der Klagen und Beschwerden — die, zum Glück! selten sind, kommen Prozesse über problematische Gegenstände aus der Geschichte, Rechtslehre, Politik, Philosophie u. dgl. m. an die Tagesordnung.

Die Lehrer sind gleichsam die streitführenden Parteien; sie selbst führen den Prozess nicht, sondern wählen sich ihre Redner und Advokaten aus den Zöglingen, denen sie zur Verteidigung ihrer Sache allen notwendigen Unterricht erteilen. Die kleinen Advokaten arbeiten nun ihre Reden schriftlich aus und halten sie feierlich vor der Versammlung. Neigt sich endlich der Streit, der oft mehrere Wochen lang hindauert, zu Ende, so fällt das Tribunal über die Sache sein Urteil und entscheidet den Sieg.

Ausser dem Advokaten und dem Präsidenten der Versammlung ist beim Tribunal ein Sekretär beschäftigt, welcher alles, was vorgetragen wird, sachlich protokolliert, und ein Referendar, welcher aus den Reden der Advokaten die für und wider den Standpunkt vorgebrachten Gründe auszieht und dem Tribunal vorlegt, damit dieses den Gang des Prozesses bei der Erledigung desselben mit einem Blicke übersehen und unbefangen urteilen könne. Wie sehr alle Geisteskräfte der Jünglinge angereizt

und wie zweckmässig sie in diesem ernsten Spiel entwickelt wurden, bedarf keiner Erinnerung.“

Als im Moment der Berichterstattung hängende Prozesse werden genannt:

„Haben Richter in Kriminalurteilen bei Übertretungen der Gesetze bloss auf die Illegalität der Handlung oder auf die Moralität des rei Rücksicht zu nehmen?“

„Sind Todesstrafen in einer Staatsverfassung notwendig oder nicht?“

„Handelte der Bürgermeister (!) Brutus in Hinrichtung seines Sohnes pflichtgemäss?“

Vom 17. November 1796 an war mit dem Tribunal auch ein Sittengericht verbunden, das im Jahre zwölfmal, je am 4. Donnerstag des Monats gehalten wurde und zwar — wegen der darin behandelten Gegenstände, welche sich schicklicher in vertraulichem Kreise als vor jedermanns Ohr abhandeln lassen — bei geschlossenen Thüren.

„Der Zweck dieses Sittengerichts,“ so führt der Bericht aus, „ist, teils den Jünglingen zur Beobachtung und richtigen Beurteilung der Nebenmenschen und ihnen selbst anzuleiten, das ist, sie zu gewöhnen, nicht nur das Fehlerhafte, sondern auch das Gute in ihren Mitmenschen zu sehen, das erste mit Nachsicht und nur, wann und wo es bessern kann, das andere mit Vergnügen bekannt zu machen, kurz, sie frühzeitig gegen das Laster schwachsinniger Kritik zu bewaffnen, teils die Sittlichkeit im ganzen auch durch dieses Mittel an den Zöglingen zu befördern. Fehler, die oft kein Lehrer und Aufseher bemerken kann, kommen vermittelst dieses Tribunals an den Tag, ohne dass der Beurteilte weiss, durch wen. Auf diese Weise wird manches Unkraut von uns in seinem ersten Aufkeimen ausgerottet, das sonst zur giftigen Pflanze erwachsen wäre. Wie äusserst wichtig dieses für die Erziehung ist, braucht für die Jugendkenner keiner weiteren Erklärung.

Zu dem Ende wird jedes Gericht mit einer zweckmässigen Rede durch einen Lehrer eröffnet, worin er irgend eine moralische Wahrheit entwickelt und anschaulich macht. Z. B.: Welches sind die Kennzeichen der wahren Freundschaft? Der Wert der Unparteilichkeit. Über Wahrheitsliebe. Welchen Wert haben die Urteile anderer über uns? u. s. w.

Nach der Reihe tritt darauf jeder Seminarist ab; die zurückbleibenden reichen schriftlich ihre Urteile über ihn in verschlossenen Zetteln ein, welche laut vom Präsidenten vorgelesen und vom Sekretär (welche beide ebenfalls Seminaristen sind) geordnet werden. Dasjenige Urteil, worin die meisten Stimmen zusammentreffen, wird dem Sittenprotokoll einverleibt und so dem Beurteilten vorgelesen. Jedes Urteil aber erhält eine Antwort auf die Frage: Worin ist der abwesende Bruder lobenswürdig? Welches sind seine Tugenden und die Fortschritte, die er darin gemacht hat? Doch welches sind auch seine Fehler, die er ablegen muss, oder die er seit letzter Versammlung abgelegt hat, um vollkommen zu werden?

Der Beurteilte wird dann mit einer Ermahnung oder mit einem aufmunternden Lobspruche entlassen. Er erfährt nie die Personen, von welchen das Urteil, welches er hört, kam; denn alle Zettel werden nach ihrer Vorlesung zerschnitten, und schon vorher gelobte jedes Mitglied des Gerichts tiefe Verschwiegenheit.“

Der vom 22. März 1797 datierte, von H. Zschokke und Nesemann unterzeichnete Rechenschaftsbericht bringt zunächst zur Kenntnis, dass das Seminar in den Besitz derselben gelangt und damit allen politischen Einflüssen entrückt sei. Laut desselben kommt als neues Fach einzig die Kalligraphie als Kunstfach hinzu.

Dieser Bericht erwähnt als ein vorzügliches Gesellschaftsspiel das Sprichwörterspiel, dem die Zöglinge je einen Abend mit grossem Genusse und Nutzen widmen. Der „Helvetische Volksfreund“ *) schildert dieses Spiel unter andern folgendermassen: „Einer der Lehrer, dann und wann auch ein Zögling des Instituts gibt das Sprichwort an, erzählt dazu die Geschichte, verteilt die Rollen — alles miteinander das Werk einer halben Stunde. Am Abend vor dem Nachtessen wird das Stück aufgeführt und, wenn es allgemeinen Beifall erhält, mit eben so grossem Vergnügen in einer anderen Woche wiederholt. Abgerechnet die Freude der jungen Spieler und Zuschauer, so ist fast kein anderes Mittel fähiger, sie zu einer natürlichen Beredsamkeit, zur Geistesgegenwart, zur Entwicklung ihres Gefühls für das Schickliche und Anständige zu gewöhnen und zu reizen als dieses Spiel. Zur wirksamen Durchführung desselben besass Reichenau eine eigene kleine Bühne.

*) Jahrgang 1797, pag. 62.

Die erste derartige Aufführung wurde durch einen Zögling mit folgendem Gedichte eröffnet:

„Zwar ist *Thaliens* Tempel hier,
Doch ist er klein und arm wie wir; —
Inzwischen sei in selt'ner Mussestunde
Der Göttin doch ein Opferchen geweiht;
Denn wuchern soll man mit der Zeit,
Auch mit Minuten und Sekunden! —
Und sie belohnt uns unser Opfer schön;
Nie lässt sie missvergnügt uns aus dem Tempel gehen.
Sie bildet uns're kleinen Rednergaben;
Sie gibt den Blöden Mut, verbannt die Schüchternheit,
Feilt uns're Sitten aus, gibt uns Entschlossenheit
Und Männersinn dem zarten Knaben!
Doch mehr als dies — gefällt *dir* unser Spiel,
Dir, Vater *Nesemann*, dann stehen wir am Ziel!*)

Die tägliche Stundenzahl belief sich auf 6—7.

„Um die jungen Leute frühzeitig zum Gefühle für die einfachen, ländlichen Freuden zu erziehen, um sie frühzeitig nur an den Genuss *solcher* Vergnügungen zu gewöhnen, welche für Geist und Herz erquickend sind, ist jedem von ihnen im Garten des Schlosses ein Beet zur Aufsicht und Pflege überlassen, wo sie ihre Lieblingsblumen selbst pflanzen können und zugleich die Küchengewächse unter Aufsicht eines erfahrenen Gärtners behandeln und abwarten lernen!“

Der dritte und letzte Rechenschaftsbericht datiert vom 1. Dezember 1797. Dieser gibt die Schülerzahl auf 36 an; davon waren 26 aus Bünden, 9 aus der Schweiz und 1 aus Frankreich.

Im vorausgegangenen Sommer wurde mit 11 Seminaristen unter Führung zweier Lehrer eine vom 14.—26. August dauernde Reise nach Mailand gemacht.

Die Unterrichtsfächer bleiben sich gleich auch für das folgende Semester.

Interessant sind die Ausführungen, mit denen der Bericht die Abschaffung der Examen begründet:

„Man hat uns befragt: warum das Seminarium nicht halbjährlich öffentliches Examen halte? — Die Antwort ist: wir haben alle Tage öffentliches Examen. Jeder, der von der Methode der Lehrer und der Thätigkeit der Jünglinge überzeugt sein will, überrasche sie in ihren Arbeiten. Er melde

*) „Helvetischer Volksfreund“ 1797, pag. 65.

sich bei einem der Herren Lehrer, und mit Vergnügen wird er durch alle Unterrichtszimmer geführt werden. Die sogenannten öffentlichen Schulprüfungen gehören meistens in das weitläufige Reich des alten Schlendrians, welcher lieber *scheinen*, als *sein* will. Wollen sich die Eltern unserer Zöglinge von dem bald wachsenden, bald sinkenden Fleisse ihrer Söhne untäuschbar überzeugen, so belieben dieselben, sich nur halbjährlich alle *schriftlichen* Arbeiten der Ihrigen, wobei zugleich immer die Korrekturen und Bemerkungen der Lehrer sind, übersenden zu lassen. Ja, wir ersuchen sogar alle Eltern darum!“

Und heute — hundert Jahre später? Kommt obiger Auseinandersetzung nicht auch heute noch Gültigkeit zu? Ist über die Examen am Ende des neunzehnten Jahrhunderts nicht dasselbe zu sagen wie am Ende des achtzehnten?

Hinsichtlich der Erziehung wurde zur Kenntniss gebracht, dass man mit Rücksicht auf die Zahl und das Alter der Zöglinge eine Teilung des Tribunals vorgenommen habe.

Das Pensionsgeld wurde von 26 auf 30 Louisd'or erhöht und dieser Schritt mit der allgemeinen Teuerung einerseits und den vermehrten Leistungen des Seminars zur Erhöhung der Bequemlichkeit der Zöglinge und Schaffung besserer Einrichtungen anderseits begründet. Des weiteren wurde darauf hingewiesen, dass die Kasse in einem Jahr 1400 fl. bündnerischer Währung Schaden erlitt.

In einem längern Sendschreiben setzte H. Zschokke dem Gymnasiarch Michael v. Wagner in Bern auseinander, nach welchen Grundsätzen in Reichenau unterrichtet werde, und legt Verwahrung ein dagegen, dass das Seminar auf gleiche Stufe zu stellen sei mit den Philanthropinen, in welchen meistens nur oberflächliche Kenntnisse mitgeteilt werden können. Ein Überbleibsel des spielenden Philanthropinismus, die Einrichtung mit Meritentafel, Fleiss- und Tugendmarke, Ordensmedaille u. s. w., die Tscharner in seinem ersten Prospekt noch erwähnte, wurde abgeschafft.

Die Hoffnung, der Anstalt die Parität wahren zu können, erfüllte sich nicht. Die Katholiken blieben fast ohne Ausnahme fern. Schon in dem Briefe Tscharners an Dr. Heer wird hierauf hingewiesen und das Bedauern hierüber ausgesprochen. Die Zeiten waren nicht dazu angethan. Die Sturmvögel flogen durchs Land, und der Orkan, der die alte Eidgenossenschaft

wegfegte, blies, wie oben schon ausgeführt, auch dem jungen Seminar, trotz der trefflichsten Leitung, die dasselbe besass, die eben frisch entfachte Lebensflamme aus.

Meine Ausführungen werden, so hoffe ich, dargethan haben, dass es sich im Seminar zu Reichenau um eine trefflich organisierte Anstalt handelte, die die vorzüglichsten Männer zu ihren Lehrern und Protektoren zählte. Ohne Zweifel hatte Zschokke durchaus recht, zu betonen, dass es sich bei Reichenau nicht um ein in neuer Auflage erschienenenes Philanthropin, so gewissermassen die Fortsetzung desjenigen von Marschlins, handle.

Wie die Philanthropisten, so huldigte man auch in Reichenau in religiösen Dingen einer frommern und doch freieren Richtung, als der Pietismus es vermochte. Man lese doch, was Tscharner, Nesemann und Zschokke darüber schrieben, und man wird die Angriffe, die von Gegnern auf das Seminar gemacht wurden, nicht begreifen. Aber freilich: den Buchstabenmenschen war Zschokke schon in Frankfurt ein Greuel.

Ferner hatte das Seminar in Reichenau mit den Philanthropinen die Richtung auf das Naturgemässe gemein; denn auch es verlangt wie sie: 1. Beschränkung des Mitzuteilenden auf das, was nach der schwächeren oder stärkeren Fassungs- und Bearbeitungskraft wirklich angeeignet werden kann, 2. Abstufung und Zusammenhang des Mitzuteilenden, so dass ein möglichst lückenloser Fortschritt vom Leichten zum Schweren sich ergibt, 3. Einführung in Sachkenntnis mit Unterlassung des mechanischen Memorierens, daher auch so viel als möglich Veranschaulichung durch Vorzeigung der Gegenstände selbst oder doch getreuer Abbildungen und 4. das Streben, das Lernen zur Lust der Lernenden zu machen.

Dagegen vermied das Seminar die Unterschätzung der alten Sprachen und räumte der intellektuellen Bildung nicht in dem Masse das Übergewicht ein über die Gemütsbildung wie die Philanthropisten, so dass wohl gesagt werden darf, das Seminar bedeute in der Schulgeschichte, speziell der bündnerischen, einen bedeutenden Schritt nach vorwärts.

Darum Ehre den Männern, die vor hundert Jahren ihr Vermögen und ihr Wissen in den Dienst dieser Anstalt gestellt haben!

